

Edward FOWLER: *San'ya Blues. Laboring Life in Contemporary Tokyo*. Ithaca & London: Cornell University Press 1996. 262 pp.

Alles begann mit einem Schlag ins Gesicht. Es gehört eine Portion amerikanischer Nativität dazu, mußte ich mir denken, mit einem Fotoapparat ins Tagelöhnerviertel von Tôkyô, San'ya, zu spazieren und damit auch noch „öffentlich“ herumzuhantieren. Jeder macht Fehler im Feld. Aber die wenigsten (Urban-)Anthropologen legen diese in ihren Berichten offen. Edward Fowler hat hingegen mit diesem Werk ein Feldtagebuch publiziert, das als exemplarisch gelten darf. Die Einstiegsepisode hat sich in Wohlgefallen aufgelöst – wie wir viel später im Buch erfahren; eine dramaturgische Raffinesse, die eines Romanautors würdig ist. Der Faustschlag, die Abnahme des Filmes, die offene Feindseligkeit haben sich dank Versöhnung, Rückgabe des beschlagnahmten Gutes und angestachelter Faszination in eine wertvolle Erfahrung verwandelt. Fowler hat mit seinen Fotografierversuchen ein ungeschriebenes Gesetz gebrochen: Tagelöhner bezeichnen ihr Milieu als „Gesellschaft der Anonymen“. Untertauchen und aus Selbstwahl „Unberührbarer“ zu werden, gehören für die in den Tagelöhnervierteln Gestrandeten zur *conditio sine qua non* ihres Lebensstils. Haben ja nicht wenige Grund genug, ihren biographischen Hintergrund zu vertuschen. Daß Fowler dennoch Lebensgeschichten von knapp zwei Dutzend Tagelöhnern erzählt bekam, dürfte seiner Sensibilität und Bereitschaft, sich völlig auf das Tagelöhnerdasein einzulassen, zuzuschreiben sein.

Sein Buch gliedert sich – umrahmt von Pro- und Epilog – in fünf verschieden ausführliche Kapitel:

1. „Setting“: eine detaillierte topographische Beschreibung des Viertels mit historischen Einsprengseln und Hinweisen auf die ökonomische Funktion, das Arbeitsleben und die „materielle Basis“ eines Tagelöhnerdaseins (Übernachtungsoptionen, Arbeitsvermittlung, Ernährung, Einkaufen etc.).
2. „Lives“: 23 dichte Selbstbeschreibungen aus Tagelöhnermund. Fowler schildert das Aussehen der Person, die Umstände des Zusammentreffens und „tauft“ seinen Gesprächspartner mit einem Pseudonym (fast alle Tagelöhner haben ohnedies einen Spitznamen oder ein Alias). Die „Gespräche“ sind Rekonstruktionen, die sich monologisch hauptsächlich um Arbeit, das Entrée in die Tagelöhnerwelt, familiären, ausbildungsmäßigen oder (ex-)beruflichen Hintergrund, Zeitvertreib (nicht selten Alkohol), Lebenssituation und Probleme drehen. Manche bleiben an diesen „äußeren Stationen“ hängen, andere gehen in die Tiefe. Komplettiert wird diese Sicht der Akteure durch andere Stimmen (Gewerkschaftsangehörige, Sympathisanten, Geschäftseigentümer, Lokalbesitzer, Unterkunftsverwalter, Bürokraten, Missionare usw.). Alle haben ihre je spezifische Sicht. Durch diese wird der Gegenstand mehrfach gedreht und panoptisch beleuchtet.
3. In „Activism“ werden ein tumultuöser Gewerkschaftsabend sowie die Aktivitäten von Wohlfahrtsinstitutionen dargestellt.
4. „Rites“: dazu gehören vor allem die im Jahr periodisch abgehaltenen Feste (*matsuri*), die immer auch Foren zur Artikulation der Tagelöhnerrechte werden, mithin nicht selten in Protestkundgebungen umzukippen drohen, weshalb sie stets von hoher Polizeipräsenz begleitet sind. Fowler dokumentiert auch hier minutiös seine Beobachtungen, Begegnungen, Unterhaltungen und Zechgelage.
5. „Work“: Jetzt ist Fowler völlig im Tagelöhnerleben aufgegangen. Im Sommer 1991 arbeitet und lebt Fowler als „einer der ihren“ in San'ya und macht Abstecher in ande-

re *yoseba* (Anwerbstellen). Er schildert eindrucksvoll die harte Arbeit, den Ennui an arbeitslosen Tagen, den abendlichen Umtrunk, das Leben in einem *doya* (Unterkünfte unterschiedlicher Qualität in Tagelöhnerquartieren). Es handelt sich um äußerst präzise Felddaufzeichnungen, die mit persönlichen Reflektionen durchsetzt sind, etwa seine Ehesituation betreffend oder seinen Haß auf Englisch-Konversationsunterricht, auf den er mehrfach angesprochen wird. Als „Weißer“ ist er – auch unter den vielen asiatischen Ausländern – auffällig und wird nicht selten von Rekrutierungsagenten abgelehnt. Auch hier registriert Fowler seine Launen und Befindlichkeiten mit ausgesprochener Offenherzigkeit, womit er dem Buch einen warmen, persönlichen Ton verleiht.

Im Epilog zeichnet er die Situation in der Rezession der letzten Jahre nach: Abnahme der *yoseba*-Population und Arbeitsmöglichkeiten, Zunahme von Obdachlosen, Gewerkschaftsauflösung bzw. Faktionalisierung, Bedrängung der Yakuza mit neuen Gesetzen. Als Abrundung folgen Einzelschicksale ehemaliger Arbeitskollegen, die nicht selten romanhafte Züge annehmen. Überhaupt zeichnet sich Fowlers Werk durch eine flüssige Sprache, hohe Beschreibungspotenz und eine lebens- und szenenahe Konversationswiedergabe in (amerikanischem) Slang aus – man merkt, daß er von der Literatur herkommt. Das erweist sich auch wohltuend in der Unbeschwertheit durch ideologische Konzepte und Abstinenz sozialarbeiterhafter Moralismen. Beides findet sich oft in unerträglich aufdringlicher Weise in den sonstigen Schriften zum nämlichen Thema. Allgemein ist Fowlers Buch stark narrativ, kaum analytisch, er läßt – sinnetreu – das Phänomen „sich selbst zeigen“ und die Leute für sich selbst sprechen. Wobei er sich durchaus bewußt ist, daß seine Wiedergabe eine durch zweifache Subjektivität gebrochene ist. Methodologische Überlegungen zur „*oral history*“ (ohne Tonträger: zu hoher Störeffekt!) finden sich in einem Appendix unter dem Titel „Interviewing“. Sie sind etwas knapp geraten, aber klar und stringent. Komplettiert wird das Werk mit einer umfangreichen, kommentierten Auflistung von empfohlener Lektüre. Ein Buch, wie man es als „Kollege“ (Subkulturenfreund) selbst gerne geschrieben hätte.

Edwar Fowler unterrichtet japanische Literatur und Film an der University of California, Irvine. Und er hat mit dem Blick eines Dokumentarfilmers und der Feder eines Schriftstellers seine elaborierten Feldprotokolle unter spärlich kommentierendem Eingriff zu einer atmosphärischen Dichte gebracht, die beispielhaft ist. Daten, „harte“ Fakten, statistisch-abgesicherte Angaben sind im Text verstreut zu finden. Der (quantitativ orientierte) Wissenschaftler würde sich eventuell ein greifbares Gerüst in Form einer Essenzdestillation wünschen. Es fehlt mir auch der Versuch einer systematischen Evaluierung etwa von Wertesystem, Interaktionsverhalten, Selbstbild, Identitäts- und Habitusserwerb, Heterostereotypen die Mainstream-Gesellschaft betreffend (alles klassische Topoi einer soziologisch informierten Subkulturforschung). Für den (qualitativ geschulten) Ethnographen bleibt diese Prosa hingegen eine vorbildliche Transkription von Felderfahrungen. Die Zurückhaltung bei Wertungen grenzt direkt an Askese. So wird etwa die gewalttätige und im Suff endende Gewerkschaftsversammlung deskriptiv eingefangen und eindrucksvoll beschworen, aber ganz in ihrer Faktizität stehengelassen, ohne sie herunterzumachen und ohne von außen Sinn oder Unsinn des Treibens interpretieren zu wollen. Für viele Autoren wäre dies wohl eine schmerzliche Selbstzügelung, die wohl nur wenige zustande brächten.

Das Buch gleicht einem Mosaik, dessen Steinchen sich im Laufe der Lektüre zu einem Gesamtbild zusammenlegen. Die breite Streuung bei den „Interviewten“ vermeidet die Abhängigkeit von wenigen Informanten, die damit ein einseitiges Bild (inklusive

subjektiver Urteile) vermitteln würden. Dies war (ist?) bei ethnologischen Studien ja nicht selten zu deren Nachteil der Fall. Der „weiße“ Feldforscher erhält nicht „bessere“ Informationen als der japanische, der unter dem Handicap leidet, als Polizist in Zivil oder (im Milieu unbeliebter) „Journalist“ oder als sonst ein professioneller Aushorcher verdächtigt zu werden. Er erhält möglicherweise andere Mitteilungen. Sein „agent-provocateur“-Effekt hat zwei Seiten. Zum einen bringt er Vorteile: Die Tagelöhner reagieren auf ihn häufig mit ungewohnter Offenheit und unverhohlener Neugier, wie ich aus eigenen Feldexkursionen weiß. Kontakte zu knüpfen ist kein Problem, der „Zufall“ spielt einem stets in die Hände. Für den Fremden gelte, so Georg Simmel in seinem berühmten Exkurs über diesen, „daß ihm oft die überraschendsten Offenheiten und Konfessionen bis zum Charakter der Beichte, entgegengebracht werden, die man jedem Nahestehenden sorgfältig vorenthält“.

Die andere Seite ist, daß er ständig Kommentare zu seinem Ausländersein evoziert. Im vorliegenden Fall mußte sich der Autor permanent Äußerungen zu Amerika oder MacArthur anhören. Ganz „*undercover*“ kann er ohnedies nicht arbeiten. Die Kompromißlösung, sich als „Student“ der japanischen Literatur auszuweisen, entlockt den Gesprächspartnern unweigerlich Bemerkungen zu ihrer eigenen „Bildungskarriere“. Das kann je nach Lage die Form eines Komplexes oder von Stolz annehmen. Wie weit man an die Tagelöhner herankommt, hängt nicht zuletzt davon ab, wie weit sie einen als „echten Mann“ und potentiellen Kumpel akzeptieren. Dazu muß man nicht wenig an Inszenierung einbringen: angefangen bei der Kleidung, dem Pflegen einer rüderen als der gewohnten Sprache, selbstbewußtem Auftreten und zuweilen machohaftem Gehabe bis hin zu tüchtigem Alkoholkonsum. Ich hatte die Gelegenheit, Edward Fowler in Kamagasaki, dem Tagelöhnerviertel von Ôsaka, zu treffen und kann eine Feldbeschreibung des Feldforschers bieten. Fowler ist ein bescheidener, von sich wenig Aufhebens machender Mann, der sich im Umfeld der Tagelöhner mit einer Selbstverständlichkeit und Angepaßtheit bewegt, die in keinerlei Weise anstößig wirkt. Faust ins Auge wird er sicher keine mehr bekommen. Auch wenn er mit derselben Treffsicherheit die Lebenswelt der Tagelöhner in einer lesenswerten und lebensprallen Dokumentation festgehalten hat. Für jeden Interessierten an gesellschaftlich Marginalisierten in Japan ein unumgängliches Werk!

Wolfgang Herbert, Kôbe